

Die Verfasserin dieses Beitrags möchte anonym bleiben

Krieg und Vertreibung

Ich bin 1932 in einem Dorf im Kreis Elbing geboren. Mein Großvater hatte einen kleinen Bauernhof von 54 Morgen Land, ich bin da groß geworden. Meine Großmutter starb 1937 und mein Großvater 1942. Dann erbte der Bruder meiner Mutter den Hof. Auch meine Mutter, die nicht verheiratet war, lebte und arbeitete auf dem Hof. Als mein Onkel, der noch nicht verheiratet war, zur Wehrmacht musste, hat meine Mutter den Hof mit zwei Fremdarbeitern bewirtschaftet. Ich hatte eine schöne Kindheit bis zu meinem 13. Lebensjahr.

Doch dann kam alles anders. Im Sommer und Herbst 1944 fuhren schon ein paar Flüchtlinge durch unser Dorf, aber sonst merkten wir nicht viel vom Krieg. Ich erinnere mich, dass meine Tante Emma, die am anderen Ende unseres Dorfes wohnte, im Januar zu uns kam und sagte: „Die großen Bauern machen alle den Flüchtlingswagen fertig.“ In den nächsten Tagen machte unser Stefan unseren Flüchtlingswagen fertig, einen Leiterwagen mit Dach. Es wurde ein Teppich darüber gelegt. So warteten wir auf den Befehl, abfahren zu dürfen.

Der Befehl kam nicht, aber die Russen. Am 23. Januar 1945 zogen sie durch unser Dorf. Mit Pferdeschlitten, Filzstiefeln, wattierten Jacken und Pelzmützen. Der Zug wollte gar kein Ende nehmen. Wir standen angstvoll hinter Gardinen am Fenster und haben alles beobachtet. Sie haben sich am anderen Ende vom Dorf in den Scheunen und Häusern eingekesselt. Am anderen Tag kam ein kleiner Trupp deutscher Soldaten und es gab ein kleines Gefecht. Sie konnten gegen die Russen nichts machen. Es brannten ein paar Häuser ab, und die deutschen Soldaten zogen wieder ab. Die Russen waren an der Weichsel hoch gekommen bis zum Frischen Haff. So war ganz Ostpreußen eingekesselt. Um Elbing wurde drei Wochen gekämpft. Ein paar Tage später waren die ganzen Häuser von Russen besetzt, auch unser Haus. Wir spannten die Pferde vor den Schlitten und fuh-

ren zu einem Bauern auf den Abbau, etwa zwei Kilometer vom Dorf entfernt. Es waren schon mehrere Familien aus dem Dorf dort. Auch hier fanden uns die Russen und es begann eine schreckliche Zeit. Frauen wurden vergewaltigt. Es durfte sich keiner den Russen in den Weg stellen, sonst wurde er erschossen. Sie haben einige Männer im Dorf erschossen. Ungefähr zwei Wochen später haben sie die Pferde, Kühe, Schweine und das gesamte Viehzeug abgetrieben. Alles ging nach Russland. Auch so haben sie uns ausgeplündert. Uri, Uri und Frau komm, konnte jeder Russe auf deutsch. Auf dem Abbau saß immer jemand am Fenster und passte auf, dann hieß es: „Die Russen kommen.“ Jeder hatte seinen Platz, die Kinder auf dem Schoß. Am 13. Februar 1945 kamen Russen und haben junge Mädchen, Frauen und Männer verschleppt. Auch eine junge Frau, die zwei kleine Kinder hatte, zwei und vier Jahre alt. Das Weinen der Kinder nützte nichts. Sich verstecken lohnte nicht, die Russen fanden alle. Am 15. März wurde auch meine Mutter mit fünf anderen Frauen nach Finnland verschleppt. Sie musste in Karelien im Wald Bäume fällen und aus dem Wald tragen bei Wassersuppe und trockenem Brot. Sie war damals 34 Jahre alt. Nun waren alle jungen Frauen weg. Die Russen kamen immer am Tage, aber Anfang Mai kamen zwei Russen nachts. Der eine hat mich in die Küche geschleppt, wollte mich vergewaltigen, die Pistole lag neben mir. Ich war 13 Jahre alt; die älteren Frauen zeigten an den Fingern, ich wäre erst 11 Jahre alt. Da kam der andere Russe und sagte etwas. Das war mein Glück, da ließ er mich laufen. So ist mir nichts passiert.

Aber dieser Vorfall ermutigte die älteren vier oder fünf Männer. Sie gingen ins Dorf zum russischen Kommandanten und sagten ihm: „So geht das nicht weiter, jetzt gehen die russischen Soldaten schon an die Kinder ran, weil keine jungen Frauen mehr da sind.“ Der Kommandant hatte geantwortet, er könne nicht überall auf seine Soldaten aufpassen, wir sollten ins Dorf ziehen. Der Krieg war wohl vorbei. Wir erfuhren es von den Russen: „Weuna kaputt“ (= Krieg vorbei) und zogen ins Dorf in ein paar leerstehende Häuser, wieder mehrere Familien zusammen. Von da an hatten wir Ruhe vor den Russen. Aber das ganze Dorf war noch voller Russen. Zu der Zeit

waren noch vier oder fünf alte Pferde im Dorf. Die Russen holten die Männer zum Kartoffelpflanzen. Sie wollten wohl nicht, dass wir verhungerten. Wir hatten 1945 immer Kartoffeln und Brot. Als die Kartoffeln gepflanzt waren, waren auch die letzten Pferde weg. Im Sommer wurden manchmal Viehherden, Kühe und Pferde durchs Dorf getrieben. Das war das Vieh aus Pommern. Die älteren Männer, die noch da waren, mähten den Roggen und packten die Garben zu einem großen Strohdienem auf dem Feld. Im Sommer 1945 brach Typhus aus. Es starben viele Menschen, vor allem die kleinen Kinder, weil sie keine Milch mehr bekamen, nur Wassersuppe. Wir hatten nichts mehr. Auch keinen Arzt und keine Medikamente. Im Sommer zogen die Russen ab, es war noch ein Kommandeur im Dorf. Wir zogen wieder alle in unsere Häuser. Ich war jetzt bei meiner Tante Auguste. Sie hatte 12 km von uns entfernt gewohnt und kam in ihr Elternhaus zurück mit zwei Kindern, zwei und fünf Jahre alt.

Im Herbst kamen die ersten Polen und schauten sich unsere Häuser an und zogen ein. Was uns die Russen übrig gelassen hatten, versuchten wir zu verkaufen, um etwas Lebensmittel zu bekommen. Meine zweijährige Cousine hatte auch Typhus gehabt, sollte sich erholen. Aber es nutzte nichts. Ihre Beine waren voller Wasser. Sie starb am 21. Dezember und wurde am 23. Dezember beerdigt. Mein Cousin und ich haben Heiligabend einen kleinen Tannenbaum aus dem Wald geholt. Tannenbaumschmuck hatten wir nicht, auch keine Kerzen. Wir saßen im Dunkeln, und meine Tante hat nur noch geweint. Das war unser Heiligabend.

Anfang Januar mussten wir wieder aus unseren Häusern raus und zogen wieder mit vielen zusammen. Mitte März 1946 hatten wir kein Mehl mehr. Unser Brot reichte nur noch für ein paar Tage. Da gingen wir, meine Tante, mein sechsjähriger Cousin und ich aufs Feld an die Korndienem. Es lag viel Schnee, teilweise stapften wir bis zu den Knien hindurch. Tante Auguste kletterte an den Stangen auf den

Korndiemen und warf uns Garben herunter. Wir schnitten die Ähren ab und steckten sie in Säcke, und auf den Schlitten fuhren wir alles nach Hause. Ein paar Tage später blieb meine Tante mit Halsschmerzen im Bett liegen. Am nächsten Tag kam die Nachbarin zu uns. Sie sagte: „Auguste, du musst sofort zum Arzt ins Krankenhaus, du hast Diphtherie, ich rieche das.“ Ich bin sofort zu Tante Emma gelaufen. Wir gingen zu einem Polen, der ein Pferd besaß. Der einzige Pole im Dorf, der ein Pferd hatte. Auch die Polen waren arm. Er fuhr meine Tante und mich nach Elbing ins Krankenhaus. Sie blieb da, und ich fuhr wieder mit nach Hause. Das war an einem Sonnabend. Am Montag bin ich die 15 km zu Fuß zum Krankenhaus gegangen. Ganz allein musste ich gehen, niemand hat mich begleitet. Ich klingelte an der Tür des Krankenhauses. Eine polnische Krankenschwester kam. Sie konnte deutsch. Ich fragte nach meiner Tante. Sie sagte: „Die ist gestorben.“ Ich wollte noch etwas fragen, aber meine Stimme versagte, ich bekam keinen Ton heraus. Ich bin weggegangen. An der Ecke des Krankenhauses hab ich mich umgesehen. Die Schwester stand noch in der Tür und hat mir nachgeschaut. Ich bin 15 km zurückgelaufen. Erst als ich zu Hause erzählen musste, konnte ich weinen. Sie ist am 24. März gestorben.

Ungefähr zwei Wochen später mussten wir alle aus unserem Dorf raus und ins Nachbardorf Truns ziehen. Da war die Miliz (polnische Polizei). So konnten sie wohl besser auf uns aufpassen. Ich war jetzt bei meiner Tante Emma und meinem Onkel Gustav. Er war ungefähr 60 Jahre alt. Mitte April holte die Miliz mich und ein paar andere Frauen zum Arbeiten an der Straße. 10 Tage mussten wir arbeiten. Als wir fertig waren, bekamen wir jeder 100 Zloty. Es war nur einmal in der Zeit, dass wir Geld fürs Arbeiten bekamen, 100 Zloty, ein Brot kostete 90 Zloty. Wir haben 9 Tage für ein Brot gearbeitet. Trotzdem haben wir uns alle sehr gefreut. Jeder, der arbeiten konnte, ging bei den Polen arbeiten, um etwas Essen zu bekommen. Manchmal gaben sie auch etwas für die Angehörigen mit. Meinem Cousin hatte ein Pole ein halbes Weißbrot geschenkt, war das eine Freude. Ich habe auch öfter 100 RM für 100 Zloty getauscht. Das war jedes Mal ein Brot. Im Sommer ging es ein bisschen mit der Ernährung. Kartoff-

feln haben wir, wenn es dunkel wurde, sozusagen vom eigenen Acker geklaut.

Im Sommer 1946 brachte mir eine Frau eine Postkarte von meiner Mutter. Das erste Lebenszeichen. Ich bin in der Stube herumgerannt, und habe vor Freude geweint: Mama lebt, Mama lebt. Sie ist am 15. November 1945 wegen Unterernährung aus Finnland entlassen worden und arbeitete in Wattmannshagen, Kreis Güstrow, bei einem Bauern. Von da an erhielt ich öfters Post. Ich ging 12 km bis Elbing aufs Postamt, auch mit mehreren Frauen. Wir holten Brot in Elbing, weil es da 10 Zloty billiger war als in unserem Dorf. Einmal war ich allein nach Elbing gegangen. Eine ältere Frau sprach mich an und gab mir ihre Adresse. Sie und ihre Familie hatten die polnische Staatsangehörigkeit angenommen. Ich könnte zu ihr kommen. Ihre Tochter hatte drei kleine Kinder im Alter von 2, 4 und 6 Jahren, und sie musste arbeiten gehen. Sie arbeitete als Trümmerfrau, bekam Geld und Lebensmittelmarken. Ihr Verdienst reichte knapp zum Leben. Für uns Deutsche war der Winter 1946/47 mit der Ernährung noch schlechter. Da ging ich im Februar 1947 zu der Familie Krause nach Elbing und habe auf die 3 kleinen Kinder aufgepasst und alle Arbeiten im Haushalt und Garten gemacht. Sie waren sehr gut zu mir, und ich hatte mein Essen.

Am 1. August 1947 ging der Transport. Alle Deutschen aus dem Kreis Elbing wurden ausgewiesen. Wir waren fünf Tage im Viehwagon unterwegs und drei Wochen im Lager Wolfen, Kreis Bitterfeld. Ich schrieb sofort an meine Mutter. Sie hatte durch das Rote Kreuz ihre Schwester Hedwig und ihren Schwager Martin gefunden. Sie waren schwarz über die Grenze gegangen und nach Krummbek in Schleswig-Holstein gezogen. Auch sie waren aus Elbing geflüchtet, zu Fuß bis Danzig und dann mit dem Schiff. Sie wohnten zu dritt in einem Zimmer. Meine Mutter musste ein paar mal zum Bürgermeister laufen, um für mich die Zuzugsgenehmigung zu bekommen. Sie bekam sie endlich, aber wir durften keine Ansprüche stellen. Schwarz über die Grenze, so hat sie mich und meinen inzwischen siebenjährigen Cousin von ihrer verstorbenen Schwester Auguste

geholt. Nun waren es fünf Personen in einem Zimmer. Mein Onkel hatte Kaninchen und Hühner und man ging Ähren sammeln. Sie haben alles mit uns geteilt. Wir haben keine Bezugsscheine bekommen, obwohl mein Cousin mit zwei verschiedenen Schuhen hier ankam. So waren wir froh, als die Währung kam. Nach einem dreiviertel Jahr musste ich meine alte Mutter wieder verlassen. Ich kam ins Krankenhaus und in eine Heilstätte. Die zweieinhalb Jahre Hunger und Not machten sich bemerkbar.

1959 habe ich geheiratet. Mein Mann kommt aus dem Kreis Heiligenbeil in Ostpreußen, nicht weit von meinem Heimatort entfernt. Meine Heimat habe ich zweimal besucht. Meine Tante und mein Onkel haben 1959 in Wattenbek ein Haus gekauft. Mein Mann und ich zogen ins Dachgeschoss ein. Inzwischen haben wir das Haus geerbt. Wir fühlen uns wohl in Wattenbek. Es ist unsere Heimat geworden. Es war eine schwere Zeit damals. Aber nicht nur wir haben durch den Krieg gelitten, sondern auch andere Völker.